

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: "Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango!"
Autor: Frey, Jean R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573358>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sonst von anderer minder wohlgesinnter Seite erfahren... (ein gebräuchtes Heft aus der Tasche ziehend) Hier finden Durchlaucht das Neueste über die Wirkung der Räuber auf das Ausland! Durchlaucht geruhen, Sich vielleicht noch der Stelle zu erinnern, wo Spiegelberg, von seiner Werbung für die Räuberbande zurückkehrend, das Spitzbubenklime des Graubündner Landes rühmt, wo das Athen der heutigen Gauner sei. Das haben die Leute dort natürlich krumm genommen; es gab Lärm in Graubünden, und nun haben wir hier die Sache schon in der Zeitung: „Apologie für Bünden gegen die Beschuldigung eines auswärtigen Komödienschreibers“. Ich bitte um Verzeihung: Durchlaucht müssten es doch einmal wissen!

Herzog (das Heft an sich nehmend). Gut, Walter, ich danke Ihnen. Ja ja, es ist an der Zeit, daß wir unsern Schiller den Weg von seinen Jugendtoren zur sichern behaglichen Erstzenz bahnen. Für die ist nun gesorgt, und das Ausland, das sich heute mit Recht über solche Seiten sprünges des jungen Talents beschwert, wird morgen mit Hochachtung den Namen Schillers und seines fürstlichen Erziehers nennen, der das wilde Genie so geschickt zu zähmen gewußt hat. (Steckt das Papier in die Brusttasche) Ich danke Ihnen, Walter. Erwarten Sie jetzt am Gartenportal Ihr weiteres Schicksal in der erwünschtesten Gestalt, die es für einen lange unerhört gebliebenen Liebhaber annehmen kann, und nach Tische lassen Sie mich wissen, daß Sie glücklicher Bräutigam sind. Ich bin Ihr gnädiger Herzog. (Reicht Waltern die Hand zum Kusse, die dieleb hastig ergreift. Ab).

Walter (allein). Also soweit wären wir. Abnehmer der ausgedienten Liebschaften des lockern Regimentsdoktors, und der Medizinalrat oder Minister von Schiller nächstens in zweispänniger Equipage vornehm an mir vorüberrollend! Sehr gnädig, in der Tat! Dem jungen Springinsfeld und seiner begehrlichen Sippschaft den Weg des Glückes zu ebnen — für eine kleine zierliche Hand, die nun wieder frei geworden ist, nachdem die Besitzerin als Muse des Räuberpoeten in allen Mäulern gewesen! Nun ja, es ist eine alte Schwäche von mir — und nun die Aussteuer der fürstlichen Kunst dazu... Jedenfalls wollen wir fürs erste den schönen Lohn einstecken: daß der durchlauchtigste Plan, zu dem ich mithelfen soll, nicht zum Ziele führt, dafür werden das kleine Heft und der Trockopf des Poeten schon sorgen! Also nur erst mein Schiffchen ins Trockene gebracht, dann mag die Sündflut kommen! (ab)

V. Auftritt.

Franziska, Luise.

(Franziska kommt aus dem Kabinett und setzt sich aufs Sofa. Gleich darauf, von einem Kammerberufler eingeführt, Luise).

Franziska. Treten Sie nur näher, meine Liebe! Sie nennen sich Luise Bischler?

Luise. Witwe Luise Bischler, Hoheit.

Franziska. Mit kaum zwanzig Jahren! Und wie lange denn schon Witwe?

Luise. Vergangenen August zwei Jahre. Mein Mann starb im ersten Jahr unserer Ehe.

Franziska. Man hat mir Ihr Klavierspiel gerühmt, vielmehr ich habe — davon gelesen. (Luise blickt zu Boden) Sie geben Klavierstunden? Sie leben davon?

Luise. Mein Mann hinterließ mich mittellos, nachdem er kaum eben seinen Hauptmannsgrad erlangt hatte. Mein bishchen Talent und die Zimmer, die ich von unserer Wohnung abgebe, kommen mir und meiner kranken Mutter jetzt zu statthen.

Franziska. Meine Oberhofmeisterin möchte ihren Kindern Klavierunterricht geben lassen. Ich kann nicht jedermann brauchen; Sie sind mir empfohlen: wollen Sie die Stelle haben? Aber Sie müssten hier in der Nähe wohnen, Ihre Stunden in der Stadt einzuhören oder ganz aufzugeben. Dafür kann ich Ihnen das Doppelte Ihrer bisherigen Einnahmen zusichern.

„Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango!“

Mit einer Abbildung nach photographischer Aufnahme des Verfassers.

Als das denkwürdige Konstanzer Konzil, an dem sich der Glanz des ganzen Abendlandes ausbreitete, 1418 zu Ende gegangen war, kam der im Jahr vorher neu ernannte Papst

Luise. Wenn mein Können ausreicht... Wir sind auf Vermehrung meiner Einfüchte dringend angewiesen, von Stuttgart geh' ich jetzt lieber weg als je... Und welches wären denn meine Verpflichtungen?

Franziska. Darüber werden Sie mit der Frau Oberhofmeisterin leicht ins reine kommen. Nur eins bleibt zu bedenken. Sie sind jung, Sie sind hübsch; man weiß, daß eine gewisse Laura ihren feurigen Verehrer hat, daß sie ihn unter ihrem eigenen Dache gehabt hat; ich halte auf guten Ruf aller meiner Angestellten... Sie verstehen mich, nicht wahr!

Luise. Ich verstehe Sie, Hoheit. Aber Lauras Liebe sollte vor übler Nachrede sicher sein, selbst — in diesem Hause!

Franziska. So empfindlich, meine Liebe? Wenn das Verhältnis ein rein ideales ist: desto besser für Sie beide. So kann es von beiden Seiten ohne Neue gelöst werden, wenn höhere Interessen es verlangen, wenn die Zukunft eines Mannes, der zu Grobem ausersehen ist, dieses Opfer heischt. Und für die bisher hoffnungslos Angebetete dürfte sich ein realer Erfolg mit den zum Leben nun einmal nötigen Voraussetzungen wohl finden, wenn sie sich wohlmeinender Führung vertrauensvoll überlassen will.

Luise. Nicht weiter, Hoheit, nicht weiter! Daß Schiller Laura geliebt hat — die Welt singt es in unsterblichen Liedern; daß wir uns trennen haben, weil wir Leidenschaft werden fühlten, was nach unsern beiderseitigen Verhältnissen für lange — vielleicht für immer — reine selbstlose Freundschaft hätte bleiben müssen — Gott weiß es; daß Laura Schiller — oder keinen — künftig lieben wird, weiß, wer Liebe kennt, wer Schiller kennt; daß Schiller der Welt gehört, daß sie das Recht hat, ihn auf den höchsten Platz zu stellen — ich Törin vergaß es allzulang im begeistigenden Gefühl seines Besitzes. Sie nehme ihn hin; sie reiche ihm alle Kränze des Ruhmes und der Liebe, und ich will ferne stehen und die Beglückte segnen, die er einst in sein Haus führt; aber aufhören ihn zu lieben — nie, nie! Sie wollen ihm den Weg bahnen zu Glück und Glanz, wollen ihn stellen an die Seite des Throns... O, lassen Sie mich in meine Niedrigkeit zurückkehren, damit ich nicht hier ihm im Wege sei, von tief unten nur ihm nachschauen möge wie einem zu hohen Sphären entzündenden Stern, still beglückt, daß sein Strahl einst auch auf mir geweilt! O, wenn Sie der Liebe reine Bonnen je empfunden, Sie müssen mich verstehen; Sie müssen mit mir fühlen, daß wahre Liebe kein Ende haben kann als völlige Vereinigung oder den Tod, daß Laura mit Schiller leben oder ewig als Geist um seinen erhabenen Geist schweben muß!

Franziska. Laura, Geliebte Schillers, ich verstehe, ich beneide Sie! Meine Stellung am Thron wußte nie etwas von diejer Hoheit reiner Neigung; aber sie soll eurer reinen Liebe zugute kommen. Einen Herrscher beherrschen — das war meine Liebe: euch zu beglücken, dafür wenigstens ist sie nicht zu gering. Hat sie mich zur Rechten der Macht erhoben, so vermag sie auch die Niedriggeborene dem zu hohen Würden Berufenen ebenbürtig zu machen, vermag auch in den kalten Höhen am Fürstenthron dem Talent, dem Verdienst das Glück reiner Liebe zu gesellen. Eben empfängt Schiller aus der Hand des Fürsten, was Fürsten geben können; was sie nicht geben können: eine reine Liebe, die sich selbst verschenken oder sich selbst aufzehren muß, das führ' ich ihm zu, in Ihnen zu. Gehen Sie, Laura, erwarten Sie drunter im Garten meinen Ruf zu Ihrem Glücke. Und dann sollen Sie wieder zu Ihrer Mutter zurückkehren, um ihr zu sagen, daß Sie zwar nicht bei mir Musiklehrerin geworden sind, aber mich zum ersten Mal haben fühlen lassen, was tiefste Harmonie der Herzen ist und daß es feligstes Glück ist, zwei Herzen, in denen diese Harmonie voll und rein klingt, zum großen schönen Akkord zusammenzuführen, der ihr Leben durchdringen soll!

(Sie drängt Luise hinaus und verschwindet im Kabinett.)

(Schluß folgt).

Martin V. auf seiner Rückkehr nach Italien auch in die Mauern Schaffhausens, wo das im Jahr 1103 von dem Grafen Eberhard von Nellenburg gegründete Kloster Allerheiligen zu einer

ungeahnten Blüte emporgewachsen war. Zur Grinnerung an seinen Besuch in dem gaftfreudlichen Kloster, dessen mächtiges Gotteshaus die heute noch stehende Münsterkirche war, verfügte der Papst, daß jeden Freitag um elf Uhr die große Münster-glocke geläutet werde zum Andenken an den, der auf Golgatha für die sündige Menschheit am Kreuze sein Leben ließ. Heute noch besteht die alte Sitte weiter, und allfreitags zeugt der Schall aus dem ehrnen Munde von verschwundener Kloster-herrlichkeit. Allerdings läutet nicht mehr dieselbe Glocke wie damals; denn selbst Glodenerz ist nicht imstande, der Vergänglichkeit ewig zu trotzen. Sechs Jahrzehnte lang hatte die ursprüngliche Glocke die von Papst Martin V. überbundene Ehren-pflicht ausgeübt, da sie sich im Glotenspiel des Münfers eine leise Dissonanz vernehmen, und es mußte die alte Glocke zum Umguß von der thronenden Höhe herabgeholt werden. An ihre Stelle trat die bereits vorhandene, die der Abt Konrad Deti-fofer durch den Basler Meister Ludwig Peiger im Jahr 1486 hatte gießen lassen — jene Glocke, die der gefeierte Dichter-fürst durch sein Lied unsterblich gemacht hat. Sie übernahm fortan die christliche Sitte, am Freitag morgen geläutet zu werden, und übte sie aus über vier Jahrhunderte. Nun ist aber auch ihre Stimme verstummt, und an feierlich stillen Orte beim Kreuzgang hinter dem Münster hat sie ihre ehemalige Aufgabe gegen eine andere ungetauscht — als ein Denkmal zu Ehren Schillers zu zeugen von der Macht des Liedes und der Dichtung.

In dem Jahre, da die gesamte deutsch sprechende Welt die Feier des hundersten Todesstages Schillers begeht, ist es gewiß angebracht, jener Glocke zu gedenken, deren bedeutungsvolle Erinnerung dem Dichter die erste Veranlassung gab zu seinem unsterblichen „Lied von der Glocke“.

Die Glocke hat zwei Inschriften, eine an der Krone und eine am untern Glockenrande; jene heißt:

« vivos . voco . mortuos . plango . fulgura . frango . . mis-
serere . domine . populo . quem . redinisti . sa(n)gvine .
tuo . anno . domini . m . cccc . l . xxxvi . . »

Die Inschrift am untern Rande gibt Auskunft über Herkunft und Stiftung und lautet:

« Osanna ! heis . ich . in . dem . namen . goc . ward . ich . in (hier folgt eine Lücke infolge des abgesprungenen Stüdes, die nach Maßgabe ähnlicher Glocken folgendermaßen auszufüllen wäre: « . der . er . aller . heiligen . st . . . ») . . . iftet . man . mich . der . hochwirdig . her . her . conrat . detikofer . apt . vö(n) . Schafhysen . macht . mich . »

Der Vermerk des Gießers lautet:
« ludwig . peiger . von . basel . gos . mich . maria . reini .
muoter . bit . fir . vins . »

Was die Glocke von der Höhe des Turmes in ruhiger und stürmischer Zeit alles gehört und gesehen, vermag niemand zu ergründen, es ist auch an dieser Stelle weder Ort noch Raum, sich hierüber auszulassen; erwähnt sei nur, daß sie wohl den Stürmen der Zeit, aber nicht Weiter und Wind auf die Dauer hat Stand halten können. Es war im Jahr 1700, als zum ersten Mal die Vergänglichkeit ihre Spuren an ihr hinterließ: sei es, daß ihr mächtiges Wort die Gläubigen zum Gottesdienst zusammenerrief, sei es, daß sie einem dahingeschlebenen Erdenspilger ins Grab läutete, kurz, sie goß ihre Stimme mit solcher Wucht über Gau und Trift, daß ein Stück Erz jäh aus ihrem Rande barst und dröhnend in die Glockenstube fiel. „Gebrochenes Zeug hält lange!“ sagt ein altes Wort im Volksmunde, das sich auch für die Glocke bewährt hat. Fast zwei Jahrhunderte übte sie in ihrem fragmentarischen Zustand ihre Pflicht weiter aus und tat es auch ferner, als in den achtzig Jahren des vergangenen Jahrhunderts an der alten Bruchstelle einen tieferen Riß im Glockenerz entstand.

Geborsten, wie sie war, verlangte sie aufmerksame Pflege, und um weiteres Unheil zu verhüten, wurde sie jeweils, wenn der Herbstwind über die Flur zog, zum Schutz vor eisiger Wintershärte in Tücher und Stroh gewickelt und erst wieder davon befreit, wenn im Frühling die Schneeglöckchen ausgeläutet hatten, blühende Veilchen ins Tal schauten und erfrischender Lenzhauch über die neuwachte Flur zog. Dieser Voricht müsste die alte Sitte des Freitagsgeläutes, wenigstens für die Zeit vom Betttag bis zum Karfreitag, weichen. Als sich sodann in den neunziger Jahren noch ein weiterer Missbemerkbar machte, da sahen der weitere Gebrauch der Glöckchen allzu gefährlich, und die Behörden beschlossen, daß ihr Mund

auf ewig verstumme. — Am 15. Juni 1895 hat sie zum letzten Mal bereits mit gebrochener Stimme von ihrer thronenden Höhe herab zum Volke der Gläubigen gesprochen, und fortan schwieg ihr ehrner Mund.

Was soll nun mit der Glocke geschehen? Das war die Frage, die sich da und dort erhob, und als der Stadtrat von Schaffhausen mit dem Gedanken umging, sie umzuschmelzen und für ein neues Glockenspiel zu verwenden — der Metallwert beträgt 9000 Franken — da regte es sich gewaltig in der Presse, ein Sturm der Entrüstung erhob sich allenhalben, und von allen Seiten wurde der Stadtrat ersucht, von der Einschmelzung der „Schillerglocke“ Umgang zu nehmen; die inländischen und namentlich die ausländischen Zeitungen, sogar das französische «Journal des Débats», sprachen die Hoffnung aus, daß dieses Denkmal von so großem kulturhistorischem und kunstgewerblichem Interesse der Nachwelt erhalten bleibe. Illustrierte Blätter wandten sich an die Schaffhauser Behörden und erbaten sich Photographien von der Glocke, um sie vor dem Einschmelzen wenigstens im Bilde zu verewigigen. Herr Stadtschultheiß Haffner, Mitglied des schwäbischen Schillervereins Marbach-Stuttgart, sondierte, ob man sich am Rheinfall etwa dazu verstellen könnte, die Glocke freudigstlich dem Schiller-museum zu stiften, eventuell als Geschenk an den König der Württemberger, den Protektor des Schillervereins. Herr Hans Treuheit vom „Kunstwart“ warnte mit Karte von Nürnberg unter dem 3. Januar 1898 davor, „die historische Glocke — welche noch obendrein den alemannischen Dichter Schiller herrlich anregte — ja nicht einzuschmelzen, sondern sie dem Museum einzubereleben, um modernen Vandalismus nicht zu vermehren“. Das schweizerische Landesmuseum erkundigte sich um dieselbe Zeit nach dem Preise des Denkmales, ja es wurde von privater Seite von Zürich aus der Vorschlag gemacht, wenigstens das Stück mit der Inschrift: «Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango» zu konservieren. Kurz, eine Menge von Büchern, Aufschriften, Ratschlägen *et c.* ließen bei den Schaffhauser Behörden ein, sodaß der Stadtrat sich am 19. Januar 1898 zum Beschlüsse bewogen fühlte, für eine würdige Aufbewahrung der Glocke besorgt zu sein.

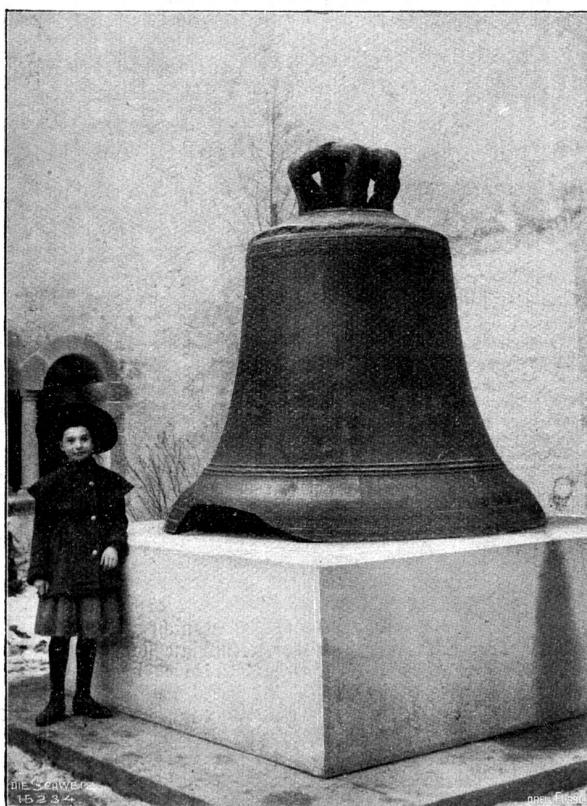
Schon am 22. Juni 1897 hatte er sich an den historisch-antiquarischen Verein von Schaffhausen gewendet und dabei die Frage angeregt, ob sich die Glocke zur Aufbewahrung eigne; der Stadtrat wäre, so hieß es in dem betreffenden Schreiben, gerne geneigt, sie irgendwo zum ewigen Gedächtnis aufzustellen, wenn der historische Zusammenhang mit dem „Lied von der Glocke“ dokumentarisch könnte nachgewiesen werden; allerdings müßte der Metallwert auf irgend eine Weise beschafft werden durch Private oder Vereine, da die Stadt leider einen Fonds für kulturhistorische Zwecke nicht besitze. Am 14. Juli 1897 hatte der genannte Verein geantwortet, daß er einstimmig der Ansicht sei, es wäre eine Schmach für Schaffhausen, wenn das würdige Denkmal eingeschmolzen oder ins Ausland wandern würde.

Der historische Zusammenhang mit dem Lied des schwäbischen Dichters war mittlerweile auch nachgewiesen worden. In einem Briefe vom 7. Juli 1797 schrieb nämlich Schiller an Goethe, daß ihn die in der Enzyklopädie von Krünitz (XIX. Teil, pag. 99) erwähnte Glockeninschrift im Münster zu Schaffhausen zu seinem "Lied von der Glocke" inspiriert habe.

Nun gingen die Verhandlungen hin und her, und schließlich bewilligte der Stadtrat zur Konservierung der Glocke eine vorläufige Summe von zweitausend Franken mit der Bedingung, daß das Denkmal im Eigentum der Stadt verbleibe, daß der Stadt das volle Verfügungssrecht zustehne und daß sie den Platz der Aufstellung zu bestimmen habe. Schwer war allerdings die Beschaffung des nötigen Kapitals; denn die verschiedenen Besuche an den Bund, an die Regierung von Schaffhausen und an das schweizerische Landesmuseum blieben ohne Erfolg. Doch Ehre den Schaffhausern! Das Geld kam trotz aller Schwierigkeiten zusammen, und die Glocke war — gerettet!

Wo und wie sollte nun das literar- und kunsthistorische Denkmal einen würdigen Platz finden? Das war die weitere Frage, die nicht allzuschnell ihre Lösung finden sollte; denn bis zur Aufführung gingen noch ein paar Jahre in die Lande. Schaffhausen ist nicht arm an würdigen Orten, und die Wahl war schwer.

Ganz im stillen wendeten sich die Behörden an Künstler, Kunsthistoriker und andere Fachmänner und ließen sich Gutachten anfertigen, die in ihren Resultaten ziemlich auseinander



Die Schillerglocke zu Schaffhausen.

gingen. Prof. J. R. Nahn machte den Vorschlag, die Glocke auf einem einfachen vierkant aufzustellen, „der selbe übe den Eindruck ansprechender Einfachheit und sicherer Lagers aus“. Prof. G. Haug beantragte, sie in dem vom Kreuzgang umrahmten, außer Dienst gestellten Junktortengarten zu plazieren

und zwar nicht auf einem Sockel, sondern ohne alles Arrangement, gleichsam als wäre sie da hineingefallen; die wildwachsende Vegetation müßte sie mit der Zeit umranken — ein Zeuge der Vergessenheit, umweht vom Hauch der Vergänglichkeit. Die Glocke für sich als Schenkwürdigkeit auszustellen, habe keinen Zweck; jede Glocke würde sich auf einem hohen Sockel schlecht ausnehmen und ein sinnloses Denkmal sein, die Schillerglocke um so mehr, als sie sich zu einem Prunk- und Schaustück keineswegs eigne, da sie als Glocke nicht sehr kunstvoll und eigentlich keine direkte Schillerreliquie sei; von einer Inschrift sei abzusehen, sie möge ohne solche zu dem sprechen, der ihre Sprache versteht, und man hüte sich davor, sie zu einem Objekt zu machen, zu dem jeder geistlose Baedeker mensch rennt. Kunstmaler Richard Amsler schrieb in seinem Gutachten, in dem er sich mit Professor Nahn für den Sockel ausspricht: „Der Sockel soll die Glocke nicht nur höher stellen, sondern er soll in dem Beschauer in erster Linie das Gefühl erwecken, daß die ganze schwere Masse der Glocke wirklich darauf ruhe und daß er eigentlich nur zu diesem und keinem andern Zweck errichtet worden sei; die Glocke soll mit ihrem Träger eng und harmonisch verwachsen sein. Es soll dem Ganzen eine monumentale, nur durch die harmonische Einfachheit wirkende Gestalt gegeben werden.“ Schließlich sei noch ein gemeinschaftliches Gutachten der Kunstmaler Amsler und Sturzenegger erwähnt, in welchem diese sich gegen die von Professor Haug beantragte Aufstellung im Totengarten wenden und noch befügen, daß die Glocke vor Witterungseinflüssen nicht geschützt werden müsse, da die mit der Zeit sich darüber bildende Patina nur verschönernd wirken könne. Auch diese beiden Experten wiesen die Anbringung einer Inschrift zurück, da eine solche stets den Charakter einer Etikette trage.

Der Stadtrat entschied sich schließlich für den breiten und niederen Granitsockel, und was den Ort der Aufstellung anbelangt, für jenen stillen und abgelegenen Winkel zwischen Kreuzgang, Münster und St. Anna Kapelle, wo sie heute steht und wo sich der Beschauer, fern vom Getriebe der Straße, ungestört seinen Betrachtungen hingeben kann.

Es war am 21. Oktober 1904, als man die Glocke auf ihren heutigen Standort brachte, auf jenen hundertachtzig Zentner schweren Block aus Verfasener Granit, wo sie, hoffen wir, stehen bleiben wird, solange die Menschen das „Lied von der Glocke“ kennen. Zwar ist ihr Mund verstummt; aber für den Pilger, der zu ihr wandert, hat sie trotzdem noch eine Sprache, eine bedeutungsvolle, heutige und in alle Ewigkeit!

Jean R. Frey, Schaffhausen.

Schillers letzte Nacht in Mannheim

(April 1785).

Schillers Genius als Traumerscheinung zu dem schlummernden Dichter:

Ja, schüttle nur den Staub von deinen Füßen
Und kämpf' es durch, schon bricht herein das Licht!
Von fernen Gipfeln sieh's verheizend grüßen,
Dein guter Genius, er verläßt dich nicht!
Zu neuen Ufern will's den Schwimmer tragen
Auf Wohlausflüchten, morgenrotumräumt;
Verstummt das Sorgenlied, des Herzens Klagen,
Der Traum der Schmerzen ist zu End' geträumt.

Nicht irgend ein Minister sollst du werden
In eines kleinen Fürsten „Musterstaat“;
Dir winkt das Größte, Herrlichste auf Erden:
Ich seh' ein Volk, das huldigend dir naht.
Ein Fürst du selbst im Weltenreich der Geister,
Regierst du alle Herzen immerdar,
Die deutsche Jugend kennt nur einen Meister:
Friedrich von Schiller ist's im Lockenhaar!

Und ist der Corbeer welf, so wird er glänzen
Des Ruhmes Sternenkron' auf deinem Haupt;
Die Nachwelt wird dein Bild mit Blumen kränzen,
Weil an der Menschheit Würde du geglaubt.
Von Schillers Namen Geisteskraft und Segen
Wird ausgehn überall, wo du im Haus,
Und wo, wie du jetzt, wund von Schicksalsschlägen,
Ein armer Dichter späht nach Hilfe aus,

Wird ihn dein Name aus der Not erretten:
So wirkst du Gutes ewig, tausendfach!
Drum auf, zerbrich die letzten Sorgenketten,
Ruf' rings im Land die schlaffen Geister wach!
Die Donner schweigen, und die Schatten weichen,
Ein Lied der „Freude“ bald den Busen schwelbt!
Ich seh' den Kranz, und du wirst ihn erreichen!
Auf, rette dich! — Du rettest eine Welt!

Alfred Beetschen, Berchtesgaden.

